

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 46 (1990)

Artikel: Die jüdische Kamillenblüte
Autor: Kanowitsch, Grigori
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-960829>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die jüdische Kamillenblüte

von Grigori Kanowitsch

Woran – frage ich mich recht oft – denken Tausende und so Aber-tausende von Juden in Moskau und Leningrad, in Kiew und Minsk, in Odessa und Kischinjaw, in Vilnius und Riga? Und ich antworte: Daran, woran alle normalen Menschen – Russen und Litauer, Moldawier und Georgier, Armenier und Letten, Kasachen und Kirgisen – denken: an die verschwundene Seife, an das verschollene Waschpulver, an die Inflation (für einen Rubel wird man bald nicht einmal mehr eine Schachtel Streich-hölzer kaufen können), an das Steigen der Preise für die Waren des täg-lichen Bedarfs, an die wachsende Kriminalität, an die Möglichkeit eines Militärputsches und der Ersetzung *Gorbatschows* durch einen braven Ge-neral, der für eiserne Ordnung ist. Die Juden haben ja so viel zu beden-ken! Ein Jude, der nicht denkt, ist – wie mir in der Kindheit immer wieder versichert wurde – überhaupt keiner.

Aber es gibt ein Thema, das bewegt nur, nun ja, nicht nur, sondern, sagen wir mal so, es bewegt vorwiegend die Juden, alle, von den kleinen bis hin zu den grossen, von Doktoren der Wissenschaften und Obersten im Ruhestand bis hin zu Schlossern und Bartscherern. Wohin Sie auch immer gehen, mit wem Sie ins Gespräch kommen, dieses Thema geht Ih-nen, direkt oder indirekt, gleich ganz nahe durch seine Unabwendbarkeit, raubt Ihnen die Ruhe und stellt vielleicht auch Ihr gesamtes bisheriges, festgefügtes Leben auf den Kopf.

Wahrscheinlich haben Sie schon – wie unser grosser, unser weiser und unendlich gütiger *Scholem Alejchem* gesagt hätte – erraten, worum es geht, obwohl hier eigentlich besonderer Scharfsinn nicht vonnöten zu sein scheint. Das ist es nämlich: Es handelt sich um die Ausreise oder – in ge-hobenerer Sprache ausgedrückt – um die Emigration.

Ringsum hört man nur: «Hab’ einen Antrag gestellt..., stelle einen Antrag..., bringe zum Monatsende die Dokumente weg..., warte auf Be-scheid..., gehöre noch immer zu den “Abgelehnten”».

*Grigori Kanowitsch ist ein litauisch-jüdischer Schriftsteller sowie Volksdeputierter der UdSSR. Die russische Originalfassung seines vorliegenden Beitrags erschien in der Komsomolskaja Prawda vom 5. Oktober 1989. Die Übersetzung besorgte Dr. W.S. Zarrach, Berlin/DDR.

Auf Hochzeiten und Gedenkfeiern, bei Beschneidungen und Bar-Mitzwa-Feiern ertönt es von allen Seiten: «TSCHOP ... BREST ... SCHE-REMETJEWO-2... LADISPOLI...». Namen, die vielleicht nicht allzu schön klingen, aber bereits eingegangen sind in unser Alltagsleben, in unsere nationale Geschichte, sich in ihr festgesetzt haben und gewohnt geworden sind für das jüdische Ohr, wenn auch nicht auf gleicher Ebene, so doch aber neben solchen biblischen Namen wie Jerusalem und Beer-scheva.

Sogar in dem gottverlassenen Kaliningrad, wo man glaubt, ausser militärischen Kommandos nichts weiter zu hören zu bekommen, prasselten im gemütlichen Palast der Eisenbahner, in einem kleinen, fast intimen Saal, wo ehrgeizige Mädchen aus der Provinz – künftige Ulanowas und Plissezkajas – zur Musik Tschaikowskis im Schweisse ihres Angesichts wunderliche Ballettschritte einübten, auf mich Armen Fragen hernieder, unter denen die wichtigste folgende war:

«Grigori Semjonowitsch! MÜSSEN WIR AUSREISEN? Wenn Sie nicht antworten wollen, tun Sie's nicht»!

Die Wörter auf dem Zettel waren in schicksalsträchtigen Grossbuchstaben geschrieben, ähnlich den Losungen: «RUHM DER KPDSU» oder «DIE PLÄNE DER PARTEI SIND DIE PLÄNE DES VOLKES».

MÜSSEN WIR AUSREISEN? wiederholte ich laut und dachte nach: Ist es berechtigt, die Frage so zu stellen?

Natürlich ist es das. Nichtsdestoweniger kam ich nach einigem Nachdenken zu dem Schluss, dass es wohl richtiger wäre, sie so zu stellen: «KÖNNEN WIR BLEIBEN»?

In der Tat: Kann man bleiben, wenn sich bleierne Wolken eines Pogroms über unseren Köpfen drohend zusammenballen, wenn fast im ganzen Lande – mit Ausnahme vielleicht des Baltikums – unterschwellig und offen die nukleare Wucht des Hasses gegen unser Volk sich vergrössert, wenn es auf den Seiten einflussreicher Zeitungen und Zeitschriften, wo nicht übriggebliebene Hitlerleute, sondern Leute mit Parteibuch in der Tasche – unsere eigenen Schwarzhunderter – den Ton angeben, gewissenlos an den Pranger gestellt und mit Schmutz überschüttet wird?

Blättern Sie die letzten Nummern «Unseres Zeitgenossen» oder der «Jungen Garde» durch, vertiefen Sie sich in die Worte des gelehrten Mannes und korrespondierenden Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, *Igor Schafarewitsch*, Verfasser des böartigen antisemitischen Manifestes «Russophobie», in dem er das «Kleine Volk», d.h. uns Juden, brandmarkt und an den Pranger stellt, da wir angeblich die Existenz des «Grossen Volkes», d.h. des russischen Volkes, bedrohen, und Sie, der Sie möglicherweise nie nachgedacht haben über ein solches Problem wie Emigration, Sie, der Sie bequem in Ihren mit modernen Möbeln ausge-

statteten Schützengräben sitzen, werden erstmalig Ihren Blick in die andere Richtung, in andere, überhaupt nicht angrenzende Länder wenden.

«Das „Kleine Volk“ bedroht das „Grosse“. Welch ein Unsinn, was für ein hirnerbranntes Zeug, welche eine schmutzige Verleumdung!» werden Sie tröstend-erstaunt sagen.

Dabei wird dieses hirnerbrannte Zeug, dieser Unsinn, diese Seuche aber in Hunderttausenden von Exemplaren, von denen jedes an eine Zeitzünderbombe erinnert, verbreitet.

Wer von uns (und nicht nur von uns) kann sich dafür verbürgen, dass sie nicht irgendwo explodiert, und dass auf unseren Strassen und Fahrdämmen nicht Blut vergossen wird?

Oder ist jüdisches Blut vielleicht kein Blut, sondern Wasser, das an einem Basartag nicht einmal einen Pfifferling wert ist?

Kann man bleiben, wenn Unwetter verheissende Ladungen von Intoleranz und Feindschaft nah und fern unheilverkündend aufblitzen, wenn rings um uns eine Atmosphäre des Argwohns und des Misstrauens angeheizt wird, wenn die abgedroschenen Trümpfe der Goebbelsschen Propaganda über die jüdische Weltverschwörung und über unsere angebliche Urschuld vor der Menschheit in Umlauf gebracht werden?

Kann man bleiben, wenn die Schreiberlinge verschiedener Schattierungen Tag für Tag einzig und allein mit dem Versuch beschäftigt sind, uns alle Verbrechen anzuhängen, die Stalin und seine Clique begangen haben, wenn aus nazistischen und weissgardistischen Archiven, aus Memoiren, die der käuflichen Feder von Wendehälsen und servilen Judenhassern gehören, jüdische Namen als Namen von Speichelleckern und Henkern ans Tageslicht gezerrt werden, wenn schicksalsschwer im gleichen Atemzuge unsere tatsächlichen und vermeintlichen Sünden genannt werden, die der Welt die wahren Schuldigen für die Zerstörung fremder nationaler Werte – angefangen bei Heiligtümern der Orthodoxen Kirche bis hin zur Staatlichkeit kleiner Völker – offenbaren sollen?

Das Erstaunlichste ist, dass diese Hetzjagd, diese Ehrabschneiderei, diese Anstiftung zum Massaker vor den Augen sozusagen aller Brudervölker der Sowjetunion, vor den Augen unserer hilflosen Rechtsschutzorgane, die Provokateuren und Rowdies gegenüber geradezu Nachsicht üben, vor sich geht. All dies geschieht unter der Flagge der Wiederherstellung der historischen Wahrheit, des Pluralismus, des Kampfes gegen Zensursperren, und niemanden kümmert es, dass im Namen dieser «historischen Wahrheit» manch einer wiederum, wie in den Jahren des Faschismus, bereit ist, den Stamm der Judäer zu opfern.

Vergessen sind die christlichen Gebote, denn die orthodoxe Kirche krümmt keinen Finger, um die Pogromhelden wenigstens zu warnen; ver-

gessen sind die Artikel aus der Verfassung, die für die Entfaltung nationalen Haders und für die Beleidigung der nationalen Würde Strafe vorsehen, denn unsere Gesetzgeber und Vollstrecker der Gesetze sind mit wichtigeren Dingen befasst als mit der Sicherheit der Juden; vergessen ist die Menschenrechtsdeklaration, denn für ihre Verbreitung ist kein Papier da. Alle Vorräte gehen wahrscheinlich für «Unseren Zeitgenossen» und ihm geistesverwandte Publikationen drauf.

Kann man bleiben, wenn in der kürzlich verabschiedeten Plattform der Kommunistischen Partei zur nationalen Frage ein solches Übel wie der Antisemitismus nicht einmal erwähnt wird, als wüssten ihre Verfasser und Verabschiedeter nichts von den Zusammenrottungen der Organisation «Pamjatj», von den extremistischen Aufrufen zu Gewaltakten gegen unsere Kinder und Enkel, Frauen und Greise, von den empörenden Forderungen, die vorgebracht werden auf Kundgebungen an der Newa, in der Wiege der Revolution, am Dnestr, am Jenissej und an anderen freien Orten?

Ich möchte Sie an einige von ihnen erinnern:

«Juden raus aus Russland»!

«Die Russen über den Dnestr, die Juden in den Dnestr»!

(In Klammern möchte ich bemerken, dass wir viele Flüsse haben und folglich Varianten möglich sind).

Kann man bleiben, wenn unser höchstes Machtorgan – der Oberste Sowjet der UdSSR – nicht einmal mit der Wimper gezuckt hat, als er den von 200 Volksdeputierten unterzeichneten Appell über die Gefahr des sich verstärkenden Antisemitismus und über Massnahmen zu seiner Verhütung erhielt?

Siebzehn Tage dauerte der Kongress, und vierzehn davon habe ich, wie auch andere Unterzeichner, auf eine Antwort gewartet. Aber weder Michail Sergejewitsch (Gorbatschow), an den ich die Deputiertenanfrage gerichtet habe, noch Anatoli Iwanowitsch, der vor dem Kongress über alle eingegangenen Dokumente referierte, haben auch nur ein Wort gesagt.

Zwar brachte man mir vor etwa zwei Wochen ein Kuvert mit einem Briefkopf vom Kreml. Ich wollte mich schon freuen: Nun hat er also auf unseren Appell reagiert. Aber ich hatte mich zu früh gefreut. Der Vorsitzende der Kommission für Nationalitätenpolitik, *G. Tarasewitsch*, schickte mir einen Brief, und der betraf – wen, meinen Sie wohl? – die Krimtataren, denn meine Unterschrift hatte auch unter dem Appell über deren Schicksal gestanden.

Ich bin natürlich kein Feind der Krimtataren, ich wünsche ihnen die Erfüllung all ihrer Sehnsüchte und vor allem ihres grössten Traumes – die Rückkehr in ihre historische Heimat –, aber ich möchte dennoch den Ge-

nossen Gorbatschow und den Genossen Tarasewitsch fragen: Sind wir Juden etwa schlechter?

Wird denn wirklich die Antwort auf unsere Traurigkeiten, auf unsere Besorgnis, auf unsere berechtigten Forderungen erneut – wie das bereits praktiziert wurde – ein hochmütiges Schweigen der Staatsmacht sein?

Haben wir uns denn wirklich etwas zuschulden kommen lassen gegenüber dem Sowjetstaat, so dass wir keine anderen Worte verdienen als die, die von Zeit zu Zeit in der «Prawda» der von ihren Redakteuren (und wahrscheinlich von vielen) geschätzte General *Dragunski* publiziert, der der Welt nicht etwas über unsere Nöte, nicht über unsere Sorgen, nicht über die Gefahr, die unseren Behausungen droht, sondern über die Ränkespiele der Zionisten verkündet? Sein letztes Signal betraf mythische zionistische Einheiten, die angeblich zusammengezimmert werden. Wozu solche Signale führen können, braucht man nicht erst zu erklären – wir erinnern uns noch gut an heimatlose Kosmopoliten und Mörder in weissen Kitteln.

Kann man also nach all dem bleiben?

Auf einer Beerdigung – nicht von uns sei das gesagt! – traf ich kürzlich eine Bekannte, eine nicht mehr ganze junge, grossartig situierte Frau, die nie daran gedacht hat, das Land, in dem sie lebt, zu wechseln. Als wir genug gehört hatten von Beileid und Mitgefühl für die Angehörigen des Toten, der in der Blüte seiner Jahre an Krebs gestorben war, traten wir hinaus auf den von unsterblicher Sonne überfluteten Hof, und wie überrascht war ich, dass das Erste, was ich hörte, war:

«Wissen Sie, ich lerne jetzt zusammen mit meiner Tochter und meinem Schwiegersohn Ivrit. Und Sie ... lernen Sie's nicht?»

Ich zuckte schuldbewusst mit den Achseln.

«Nun ja», fuhr sie fort, «Sie wollen ja auch nirgends hin... Ihnen geht's ja auch hier gut ... Ich aber bin es müde, die jüdische Kamillenblüte zu befragen».

Ihre Worte bestürzten mich, und ich fragte sie, wodurch sich diese jüdische Kamillenblüte von einer gewöhnlichen unterscheide.

«Wodurch»? fragte die Frau zurück. «Bei einer gewöhnlichen will man wissen: Liebt er mich – liebt er mich nicht? Bei der jüdischen aber – soll man ausreisen oder nicht ausreisen»? Sie verstummte und fuhr fort: «Eine wahnsinnig schwierige Sprache. Die konnten sich nur die Juden ausdenken. Aber Welch ein Genuss, wenn man nach dem Stummsein wieder reden kann und alles neu zu zählen beginnt – *achad, schtaim, schalosch, arba ...*».

Ein Lächeln verklärte ihr Gesicht, und zum ersten Mal sah ich auf einer Beerdigung einen glücklichen Menschen.

Die jüdische Kamillenblüte!

Was für ein überraschendes, was für ein vielschichtiges und erstaunlich bitteres Bild, das unsere geistige Haltung widerspiegelt!

Ich ertappe mich bei dem Gedanken, wieviele es wohl sein mögen, die die jüdische Kamillenblüte befragen – haben doch etwa fünfzigtausend unserer Verwandten und Mitbürger die Sowjetunion verlassen, und das nicht einmal innerhalb des gesamten Jahres 1989. Wieviele mögen es sein, die bereits beim Zupfen des letzten Blattes die unerbittliche Entscheidung gefunden haben – ausreisen?

Wie viele sind es?

Welche Kraft reisst sie los von ihren angestammten Wohnsitzen, jetzt, da durch Glasnost und Perestroika das Atmen doch leichter geworden zu sein scheint, jetzt, wo da und dort Herde jüdischen Kulturlebens aufbrechen, wo man beispielsweise bei uns in Vilnius, ohne vorsichtig sein zu müssen, chassidische Lieder singen und von dem durchreisenden Rabbiner *Carlebach* vorgesungene anhören kann, wo man direkt neben dem ZK der KP Litauens einerseits und dem Komitee für Staatssicherheit andererseits das Restaurant «Dainava» anmieten kann, und zwar nicht, um den 1. Mai zu feiern, sondern das fröhliche Chanukkafest, das unsere Lebensfähigkeit und die Unversiegbarkeit unseres Geistes symbolisiert, jetzt, da unsere Jungs ungehindert zur Makkabiade nach Ramat Gan fahren, für sich und uns drei Medaillen gewinnen, vor allem aber das traurig gewordene und von der Sowjetunion gekränkte Israel begeistern können?

Was treibt sie sogar von hier fort, aus unserem heimatlichen, uns wohlgesonnenen Litauen, das um seine Unabhängigkeit und – so möchte man glauben – auch um unser nationales Wohlergehen kämpft?

Dabei scheinen doch Veränderungen zum Besseren offensichtlich zu sein. Wir brauchen sie nicht aufzuzählen und zu bagatellisieren schon gar nicht. Aber auch sie, so lange erwartet und herbeigesehnt, sind nicht in der Lage, den Strom aufzuhalten, denn, wie schon meine selige Mama sagte – ein strahlendes Paradies wünsch ich ihr – mit einem Kienspan dämmt man kein Meer ein.

Oh weh, der Exodus ist nicht aufzuhalten. Aber etwa nur wegen des Antisemitismus?

Vielleicht kommt das auch, weil die Perspektiven eines vollwertigen und blutvollen jüdischen Lebens in der UdSSR nach wie vor recht trübe, wenn überhaupt real zu sein scheinen?

Ungeachtet der heldenhaften Anstrengungen unserer Enthusiasten, in den Seelen, die den Glauben verloren haben, das Gefühl des Stolzes auf unser Volk zu wecken, die Finsternis der Galut mit dem Licht aufopferungsvollen Heldentums aufzuhellen, alle Dürstenden und Leidenden mit der ewigen jüdischen Speise – der Hoffnung – zu nähren, ungeachtet all dessen liegt doch unser Nationalbewusstsein weiterhin in Trümmern; es

ist verseucht durch das Gift des Assimilatorentums und des Sichanpassenwollens, es ist ausgehöhlt durch engstirnig egoistische und zuweilen eindeutig kommerzielle Berechnung, es ist untergraben durch Skeptizismus. Na ja, sagt man, Hauptsache, man kommt aus der UdSSR heraus. Wohin es dann geht, ist ohne Bedeutung – ob nach Amerika, Kanada, Australien oder Westdeutschland; wenn nur in harter konvertierbarer Währung bezahlt wird!

So reist man nicht nur aus, sondern auch um.

Man reist um unsere historische Heimat Israel herum, ist bestrebt, ohne Verluste und Nebenkosten eine «Fremde» ohne Seife gegen eine Fremde mit einem Überfluss an Wasch- und Nahrungsmitteln einzutauschen.

Daher auch die Katzbuckelei und Liebedienerei einiger unserer offiziellen Vertreter, die mit nicht geringen Vollmachten ausgestattet sind, daher auch ihre Versuche, die Stadt Birobidshan und deren Umgebung oder etwas in dieser Art für die Lösung der jüdischen Frage auszugeben. So zeichnete beispielsweise der 1. Sekretär der Jüdischen Gebietsleitung, Gen. *Korsunski*, auf dem ZK-Plenum der Partei ein rosiges Bild vom nationalen Leben im Fernen Osten: Da sei eine Fibel herausgebracht worden, man habe den Jiddisch-Unterricht aufgenommen – nun, ist das etwa kein gelobtes Land? Um sich nicht verdächtigen zu lassen, Anstößiges gesagt zu haben, beeilte sich Gen. *Korsunski* – als wolle er sich für diese Errungenschaften entschuldigen –, ein Gleichheitszeichen zu setzen und die Gesellschaft «Pamjatj» sowie den gerade erst ausgeschlüpften, eher symbolischen als real wirkenden «Zionistenverband» auf eine Stufe zu stellen.

Daher kommt auch, wie ich glaube, die Linie der nicht allzu weitsichtigen führenden Vertreter neugegründeter jüdischer Gesellschaften, die zuweilen gegen ihren Willen die Birobidshanisierung des gesamten jüdischen Lebens in der UdSSR, dessen Umwandlung in eine öffentliche Zurschaustellung, in ein Potemkinsches Dorf, in ein Schaufenster für barmherzige ausländische Besucher, in eine Art Allunions-Ausstellung der Errungenschaften der Volkswirtschaft fördern, wo man statt preisgekrönter Zuchtbullen sowie seltsamer kosmischer Apparate glückliche sowjetische Juden vorführt.

Auch wenn es bitter ist, das einzugestehen, aber wir verfügen doch im Grunde überhaupt noch nicht über Garantien für ein langwährendes, gleichberechtigtes und ungefährdetes Dasein. Alles, worauf wir heute so stolz sind, ist nicht mehr als ein Geschenk des Weihnachtsmannes, der bekanntlich einmal im Jahr kommt und danach seinen weissen Zauberbart abnimmt und in alltäglicher, gar nicht märchenhafter Gestalt vor uns steht.

Wenn wir ganz ehrlich sind, müssen wir der Stadt und dem Erdkreis sagen, dass wir es müde sind, innerhalb der Völker, die vor einem Partei- und Staatsthron Schlange stehen, auf Almosen zu warten. Gut, wenn man in dieser Schlange wenigstens der Zwanzigste ist. Wenn nun aber der Hundertunderste?

Deshalb wächst mit jedem Tag die Zahl der Hände, die nach der jüdischen Kamillenblüte greifen, denn was die gewöhnliche sagt, wissen wir: *Sie mögen uns nicht*. Es ist nicht überflüssig, hier nebenbei zu bemerken, dass auch wir selber einander nicht sehr mit Liebe verwöhnen. Die Juden lieben immer ihr Volk, aber versuche mal einer, Chaim dazu zu bringen, Itzik zu lieben. Das Nichtlieben in uns selber ist nicht weniger gefährlich als das Nichtlieben von aussen. Das eine wie das andere vermag uns die Zukunft zu nehmen, obwohl einiges vielleicht nicht, aber Zukunft und Vergangenheit hatten wir im Verlaufe der Jahrtausende viel mehr als Gegenwart.

Natürlich können wir nicht mit Sicherheit behaupten, dass wir wüsten, wo es für uns ruhig und gut sein wird, aber wir können ohne weiteres, ohne in die Sünde der Übertreibung zu verfallen, behaupten, dass wir wissen, wo es uns schlecht ging und bis jetzt noch geht.

Für dieses Wissen zahlten wir bisweilen mit dem Leben, und daher müssen wir dieses Wissen in Ehre halten, so wie ein Neuankömmling in einem fremden Land einen rettenden Wegweiser zu schätzen weiss.

Und schliesslich noch eins: In letzter Zeit wiederholt Hinz und Kunz in patriotischer Aufwallung: «Am Israel chai» – «Das Volk Israel lebt». Einem Volke zu schmeicheln, ist immer leichter, als es zu schützen. Aber schützen kann man dieses *Am Israel* nur auf eine Weise *indem man es wird*. Sonst – und darin sehe ich nichts Paradoxes – lohnt es weder auszureisen noch zu bleiben.